

Über eine multiparadigmatische Soziologie¹

Nicole Burzan

Eröffnungsvortrag

In einem Lied der Sängerin Barbara aus den 1960er Jahren mit dem Titel »Göttingen« würdigt sie nicht allein den Ort des diesjährigen Soziologiekongresses, sondern der Text des Liedes transportiert zudem eine prinzipiell zeitlose Idee: die Idee der Verständigung. Daran anknüpfend lässt sich sagen, dass auch ein Soziologiekongress nur mit einer solchen Idee Sinn macht: hier eben mit der Idee der Verständigung zwischen den Protagonistinnen und Protagonisten all der vielfältigen Paradigmen, Theorien, Methodologien und Methoden, die unser Fach charakterisieren. Ein Soziologiekongress ist per se sozusagen die konstruktive Antwort des Faches auf die keineswegs neue und doch permanente Frage danach, inwieweit und inwiefern wir uns über solche konzeptionellen Grenzen hinweg verständigen sollen und wollen. Ein Soziologiekongress ist, um die Analogie zum genannten Lied noch einmal heranzuziehen, der Brückenschlag zwischen Göttingen und Paris.

Dass die Soziologie ein multiparadigmatisch aufgestelltes Fach ist, ist nahezu unumstritten. Infrage steht hingegen, warum und insbesondere wozu dies so ist. Ganz offensichtlich wird dabei die Frage, ob eine multiparadigmatische Wissenschaft im Sinne eines Neben-, Mit- und vielleicht auch Gegen-einanders genereller theoretischer Grundorientierungen oder epistemologischer Modelle überhaupt erstrebenswert ist, unterschiedlich beantwortet.

Kuhn (1976) beispielsweise hielt einen solchen Zustand noch für ein Zeichen vorparadigmatischer Unreife, und auch Luhmann (1981 S.50) sprach einmal pathologisierend von »multipler Paradigmatase«. Befürworter/innen plädieren demgegenüber ausdrücklich für diversifizierte Zugänge (als Beispiel Scheffer 2017) – die unsere Disziplin von Beginn an begleitet haben – und beziehen sich dabei insbesondere auf den spezifischen Gegenstand und die Perspektive der Soziologie. Ich werde im Folgenden einige Überlegungen anstellen, warum Paradigmenvielfalt in der Soziologie fruchtbar ist und inwiefern es daher einen Bedarf an Verständigung gibt.

Eine Begründung erkenntnistheoretischer Perspektiven durch den Gegenstand ist natürlich stets mit der Gefahr eines Zirkelschlusses verbunden (vgl. zum Beispiel Anicker 2017). Da jede Beobachtung theoriegeleitet ist, ist es ganz generell unzulässig zu argumentieren, die Art der (wissenschaftlichen) Beobachtung sei durch den Gegenstand bedingt. Gleichwohl scheint eine gegenstandsunabhängige Betrachtung allein die Frage nach der Multiparadigmatik kaum zu erhellen. So geht es ja eben nicht darum, sich gegenstands begründet für einen bestimmten Zugriff zu entscheiden, sondern es wird gerade die multiparadigmatische Herangehensweise durch die Komplexität des Gegenstands begrün-

¹ Leicht überarbeitete Fassung des am 24. September 2018 gehaltenen Eröffnungsvortrags zum 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen.

det bzw. bereits einen Schritt zuvor durch eine gewisse Diffusität der Antwort auf die Frage, worin der spezifische Gegenstand oder die Perspektive der Soziologie denn überhaupt bestehe.

Für ein Mindestmaß an fachlicher Identität auch in Abgrenzung zu anderen Wissenschaften ist die Frage nach der Fachidentität natürlich zu beantworten: Die Soziologie ist eine Disziplin, die mit einer großen Vielfalt von Theorien und Methoden die Komplexität sich wandelnder Gesellschaften und hiermit zusammenhängender Sozialität untersucht und beschreibbar macht. Und für die spezifische Perspektive auf diesen immer noch sehr weit gefassten Gegenstand gibt es zwar nicht die eine konsensuelle Aussage, aber doch einige gängige wie beispielsweise diejenige, die auf Wechselbeziehungen wie die zwischen Individuum und Gesellschaft, Mikro- und Makroperspektive oder Handeln und Strukturen zielt. Hierauf aufbauend lässt sich sagen, dass dieser Gegenstand nicht nur außerordentlich komplex, sondern auch fortwährend im Wandel begriffen ist, so dass es nicht ausreicht, ihn durch ausschließlich einen paradigmatischen Zugang zu erfassen, sondern etwa durch subjektzentrierte und -dezentrierte Ansätze, durch nomothetische und ideographische Herangehensweisen oder durch quantitative und qualitative Methoden. Zudem weist in diesem Fall der oder die Beobachtende bekanntlich eine spezifische Situiertheit innerhalb der beobachteten Phänomene auf und konstituiert sie durch die eigene Perspektive zwangsläufig mit, so dass Antworten auf Forschungsfragen prinzipiell vorläufig im Sinne einer mittleren Reichweite bleiben.

Dies gilt auch für komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Es gibt (natürlich nicht unabhängig von pragmatischen Optionen der Datengenerierung) eine Vielzahl von Möglichkeiten, auf welche räumlichen und zeitlichen Einheiten sich ein Erkenntnisinteresse richten kann. Meines Erachtens gibt es jedenfalls keine apriorische Plausibilität dafür, soziologische Problemstellungen schlechthin von oben nach unten oder von unten nach oben, vom Allgemeinen zum Speziellen oder vom Speziellen zum Allgemeinen, vom Globalen zum Lokalen oder vom Lokalen zum Globalen zu denken. Hinzu kommt, dass es nicht nur eine Sprache geben kann, mit der wissenschaftliche Prozesse kommuniziert werden. Von wo wohin, mit welchem zeitlichen Horizont und mit welcher räumlichen Reichweite zu forschen einer Sache angemessen ist, ist vielmehr eine Frage des jeweiligen Erkenntnisinteresses. Und temporal bringen nicht zuletzt zum Beispiel Prozesse der Digitalisierung als ein Moment komplexer Dynamiken neue Dimensionierungen von Gleichzeitigkeit und Sequentialität mit sich.

Das heißt, dass es nicht darum gehen kann, die augenscheinlich heterogen positionierte Kolleg/innenschaft auf die eine richtige ›Logik‹, auf die eine richtige Auffassung, auf den einen richtigen Weg zu verpflichten. Vielmehr geht es darum, dass wir uns in grundsätzlicher Anerkennung der Eigenwertigkeiten unserer vielfältigen Unternehmungen miteinander auseinandersetzen. Insofern haben Soziolog/innen ja auch keinen per se größeren Wahrheitsanspruch oder Zugriff auf ›Fakten‹ als andere Akteure, wenngleich sie dafür sensibilisieren können, mit welcher Perspektive man welches Phänomen in welcher Weise wahrnimmt und deutet. Der Begriff Verständigung zielt in diesem Sinne entsprechend auch nicht auf einen zu erreichenden umfassenden Konsens, sondern darauf, dass eine – wenn man so will – ›dissensorientierte‹, gleichwohl kollegiale Auseinandersetzung wissenschaftliche Reflexivität und Produktivität befördert.

Was sind beispielsweise, damit beginnt es bereits, zentrale Fragestellungen, um Erkenntnisse zu komplexen Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen zu gewinnen? In welchem Maße bedarf es etwa einer politisch, wirtschaftlich oder medienöffentlich artikulierten ›Relevanz‹ – eine Kategorie, die uns im Kontext der Drittmittelförderung gar nicht so selten begegnet und durch die Themen adressiert werden, zu denen Soziolog/innen ja auch Fundiertes zu sagen haben? Im Rahmen des Kongresses geht es zum Beispiel um nicht lokal begrenzte, gleichwohl aber auch situierte Prozesse der technologischen Entwicklung, der Migration, der Ausbreitung von Varianten des politischen Populismus und vieles mehr. Dies führt jedoch keineswegs zwangsläufig dazu, der Grundlagenforschung einen demge-

genüber nachrangigen Stellenwert einzuräumen, was ja auch eine Verarmung der soziologischen Forschungslandschaft bedeuten würde.

Wenn man sich das Kongressprogramm zu bestimmten Themen anschaut, findet sich schon hier eine erhebliche Vielfalt von Forschungsfragen und theoretisch-methodischen Zugängen. Ein Beispiel stellt das Thema Flucht dar. Um Ihnen nur kleine ›Appetitanregungen‹ zu geben, dazu gehören unter anderem Vorträge zu »Ambivalenzen der Grenze in Fluchtverläufen«, eine Untersuchung zur Aufnahmebereitschaft für Geflüchtete in 13 Ländern, Studien zu künstlerischen Praktiken von Geflüchteten, zur sozialräumlichen Integration in kleineren Städten oder die Infragestellung, ob migrations- und ungleichheitssoziologische Konzepte Geflüchteten gerecht werden können. Anhand der Titel und Abstracts lässt sich nicht auf spezifische epistemologische Grundlagen schließen, doch kann man zumindest festhalten, dass hier – und zwar noch ohne systematische Ausreizung des Spektrums aller in der Soziologie denkbaren Zugänge – auf unterschiedliche Methoden, Forschungseinheiten oder Theorie-Empirie-Bezüge zugegriffen wird. Es ist auch vorstellbar, dass Zuhörende so manches Mal von einigen Herangehensweisen anderer befremdet sind. Und doch könnte man nicht behaupten, dass eine dieser Herangehensweisen besonders privilegiert wäre, es eine Hierarchie angemessener Zugänge gäbe oder auch nur einen Konsens zum Beispiel darüber, welche Art von Gütekriterien sinnvoll anzulegen sei. In letzterem ist allerdings ein zumindest potenzieller Ansatzpunkt für einen konstruktiven Dialog – gerade auch innerhalb unserer Fachgesellschaft – zu sehen.

Bisher habe ich auf den Teil der Debatte um Multiparadigmatik rekurriert, der die Gegenstandsangemessenheit fokussiert. Hinzu kommen Pro-Argumente eher allgemeiner wissenschaftstheoretischer Natur. So ließe sich anführen, dass Versuche, dualistische Sichtweisen wie etwa Mikro vs. Makro zu überwinden, gerade zu pluraleren Perspektiven beitragen. Reckwitz (2005) beispielsweise hebt hervor, dass Versuche der Schließung durch Theoriesynthesen das Feld öffnen für die Produktion von Gegenvokabularen, da Abgrenzungen gegen ein ›Außen‹ dabei stets notwendig sind. Stellvertretend für andere Stimmen schlussfolgert etwa Schüle, Multiparadigmatik sei eine Konsequenz des Missverhältnisses von Themenkomplexität und der Kapazität von Theorien (Schüle 2017 S.207; vgl. auch Balog, Schüle 2008). Und wenn Autor/innen diagnostizieren, konträr zu Kuhns Konzept sei die rivalisierende Koexistenz von Paradigmen in verschiedenen Disziplinen die Regel (zum Beispiel Kornmesser, Schurz 2014), wird damit auch – ohne deswegen für relativistische Haltungen zu plädieren – die Vorstellung eines linearen Wissensfortschritts hinterfragt.

Dieses Plädoyer für eine sowohl durch den Gegenstand als auch durch wissenschaftstheoretische Überlegungen begründete Multiparadigmatik soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Pluralität von Herangehensweisen potentiell mit ›Kosten‹ verbunden ist. So kann es zu einer fragmentierten Überspezialisierung kommen, und fruchtlose Grundlagendebatten könnten einen konstruktiven Austausch und damit Chancen ggf. auch Erkenntnisfortschritt bzw. eine komplexe Beantwortung von Forschungsfragen verhindern. Angesichts eines in der Debatte bestehenden Bewusstseins für solche Risiken teile ich nicht Bedenken wie die von Hinz (2018) geäußerte Ansicht, dass in der DGS die Buntheit soziologischer Ansätze gefeiert würde. Über die genannten Aspekte hinaus hätte eine Analyse, die sich dem Ausmaß der Pluralität der disziplinären Landschaft widmet, Einflussfaktoren zu berücksichtigen, die mit der Art des Wissenschaftsbetriebs und seiner Entwicklung, mit Machtverhältnissen, mit Distinktionsstrategien und mit Moden des Diskurses zu tun haben. Ein Beispiel dafür sind an Paradigmen orientierte Lehrkonventionen (Lohse 2017). Einen anderen Faktor hebt Osrecki (2018) hervor: Während es in Zeiten eines expandierenden Hochschulsystems möglich und geradezu funktional gewesen sei, non-konformistische und somit Pluralität befördernde Ansätze zu vertreten, sei in Zeiten

eines zunehmenden Konkurrenzdrucks im Wissenschaftssystem eher eine Anlehnung an Mainstream-Paradigmen zu erwarten. Und Münch warnt vor »kurzzeitiger Forschung« (2018 S.2) angesichts eines zunehmenden kurzfristigen Evaluationsdrucks in der Wissenschaft, die durchaus nicht unabhängig von bestimmten paradigmatischen Herangehensweisen zu denken ist. Natürlich sind dies nur ange-deutete Beispiele für Rahmenbedingungen des Diskurses um die Pluralität oder Einheit von Paradigmen, deren eingehende Analyse selbst wiederum einer Reflexion der eingenommenen Perspektive bedürfte.

Wozu sollte die Soziologie also multiparadigmatisch verfasst sein? Es liegen erhebliche Chancen darin, komplexe Forschungsfragen durch plurale Zugänge in angemessener Weise zu erfassen. Diese Chancen entstehen durch eine vitale Streitkultur mit fruchtbaren Kontroversen, die nicht in einen eingrenzen-den, zugleich ausschließenden und gegen Kritik abriegelnden »Theorieimperialismus« münden. Und sie entstehen dadurch, dass die mit Hilfe der Auseinandersetzung mit anderen Zugängen ange-regte Reflexion der eigenen Grenzen ein produktives Potenzial entfaltet. Um diese Chancen jedoch umsetzen zu können, bedarf es eines Dialogs, einer – sachlich durchaus konfliktfreundigen – Verständigung zwischen verschiedenen Richtungen, für deren Realisierung zahlreiche Herausforderungen existieren.

Zunächst einmal ist schon eine Antwort auf die Frage, welche Paradigmen denn existieren, die potenziell in einen Dialog treten könnten, alles andere als trivial. Ein Blick auf verschiedene Klassifikationen zeigt, dass solche Antworten ganz unterschiedlich dimensioniert, differenziert und hierarchisiert ausfallen können, von beispielsweise zwei Superparadigmen akteurs- und systemorientierter Soziologie (Gabriel, Gratzl, Gruber 2014) bis zu einer Vielzahl nebeneinander stehender Ansätze mit unterschiedlich großer paradigmatischer Varianz. Wie könnten dann im zweiten Schritt Beziehungen zwischen Paradigmen aussehen? Kornmesser und Schurz (2014) etwa unterscheiden zwischen »Ignoranz«, »destruktiver Rivalität«, »konstruktiver Rivalität« und »Eklektizismus« (vgl. auch Kneer, Schroer 2013 S.34ff.).

Meinem Eindruck nach wandelt sich der Diskurs derzeit nach einer längeren Phase überwiegender Ignoranz oder gegenseitiger »verächtlicher Gleichgültigkeit« in Teilen zu ebenfalls problematischen Alternativen: teilweise zu einer destruktiven Rivalität mit relativ pauschalen Abwertungen anderer Richtungen, teilweise zu profilorientierten Abgrenzungen mit Konsequenzen für die wissenschaftliche Gemeinschaft (wenn etwa die Zeitschrift Soziale Welt eine Neuausrichtung bekannt gibt und zu Beiträgen einlädt, die sich einem bestimmten Wissenschaftsverständnis verpflichtet fühlen) oder – im Falle zum Beispiel von Integration betonenden Mixed Methods – teilweise zu einem gewissen (ggf. Konflikte ausblendenden) Eklektizismus auf einer methodisch-methodologischen Ebene. Diese Optionen erscheinen mir nicht sonderlich erstrebenswert.

Wie könnte eine Verständigungsorientierung aussehen?

Vorschläge für eine konstruktive, kollegiale Rivalität gehen üblicherweise in zwei Richtungen, zum einen in die eines Theorienvergleichs, insbesondere solcher Ansätze, die nicht einer Paradigmenfamilie angehören, sondern auf unterschiedlichen Grundorientierungen fußen. Hondrich hat eine solche Theorievergleichsdebatte bereits 1974 auf dem Soziologentag, wie er damals noch hieß, betrieben, woraus sich allerdings keine nachhaltige Dialogkultur etablierte (vgl. unter anderem Fischer 2014 S.340f.). Und Joachim Fischer beispielsweise hat einmal in einer Kooperation mit Kolleg/innen einen breiten

Theorievergleich am Beispiel eines spezifischen Themas durchgeführt, und zwar dem des Potsdamer Platzes als Ort der Moderne (Fischer, Makropoulos 2004).

Zum anderen gibt es Vorstöße zur Herstellung eines konzeptionellen Rahmens, beispielsweise bei Greshoff, Lindemann und Schimank (2007) in Anlehnung an Merton. Dabei gilt es unter anderem, gemeinsame begriffliche Angelpunkte sowie durchaus auch deren Grenzen auszuloten, ohne dass ein Ansatz den Maßstab für einen anderen darstellt. Münch (2018) spricht sich ebenfalls für eine Einheit in der Vielfalt als Mittelweg zwischen Einparadigmenherrschaft und Fragmentierung aus. Aus solchen Plädoyers folgen natürlich schwierige Unterfangen und Abgrenzungen; und auch das Ziel der Einheitswissenschaft mag möglicherweise im Gewand eines gemeinsamen konzeptionellen Rahmens daherkommen. Vielleicht bestehen ganz pragmatische Ansätze einer Verständigungsorientierung darin, sich mit anderen Richtungen konstruktiv auseinanderzusetzen, auch wenn man nicht bei jedem Forschungsvorhaben eng kooperiert. Dafür gibt es etwa auf der Ebene verschiedener Methodenstränge durchaus Beispiele guter Praxis – ich denke dabei etwa an das hier in Göttingen angesiedelte Methodenzentrum. Die Einsicht in die Begrenztheit des je eigenen Zugangs schützt dabei tendenziell davor, den jeweils anderen beispielsweise vorschnell Unwissenschaftlichkeit vorzuwerfen.

Somit gibt es für die Frage nach den zu schaffenden Voraussetzungen und dem Wie einer Verständigung zwischen Paradigmen, die auf gegenseitigen Respekt und konstruktiven Dialog ausgerichtet ist, ganz offensichtlich keine einfachen Lösungen. Das Ziel, Phänomene durch einen (im Kollektiv) multiperspektivischen Zugang in komplexer Weise erforschen zu können, indem man beispielsweise komplexe globale und lokale Dynamiken in ihren Wechselbeziehungen erfasst und dabei von verschiedenen Perspektiven, Theorien und Methoden profitiert, muss deswegen nicht aufgegeben werden. Eine förderliche Bedingung scheint mir eine demokratisch organisierte Fachgesellschaft zu sein, die sich ausdrücklich zur Anerkennung ganz unterschiedlicher Perspektiven und Paradigmen bekennt und die damit dazu beiträgt, den Boden für Verständigungen zu bereiten. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie ist nach meinem Verständnis eine solche Fachgesellschaft. Und der Soziologiekongress stellt in diesem Rahmen eine wichtige Plattform dar, um miteinander ins Gespräch zu kommen und um – ganz konkret – vielleicht auch einmal an Veranstaltungen teilzunehmen, die gerade nicht nur die eigenen Arbeitsschwerpunkte und die »eigene« Community im engeren Sinne adressieren.

Literatur

- Anicker, F. 2017. Wie viel Toleranz verträgt die Soziologie? Eine kritische Anfrage an Johann August Schüle. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 6(2):216–227.
- Balog, A. und J.A. Schüle, Hrsg., 2008. *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?* Wiesbaden: VS.
- Fischer, J. 2014. Multiparadigmatizität der Soziologie. Übersichten, Unterscheidungen, Ursachen und Umgangsformen. In *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*, Hrsg. S. Kornmesser und G. Schurz, 337–370. Wiesbaden: Springer VS.
- Fischer, J. und M. Makropoulos, Hrsg. 2004. *Potsdamer Platz. Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne*. München: Fink.
- Gabriel, M., N. Gratzl und D. Gruber. 2014. Zwischen akteurszentrierter und systemtheoretischer Soziologie. Eine Klassifikation der soziologischen Paradigmenstruktur. In *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*, Hrsg. S. Kornmesser und G. Schurz, 305–335. Wiesbaden: Springer VS.

- Greshoff, R., G. Lindemann und U. Schimank. 2007. Theorienvergleich und Theorienintegration – disziplingeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmenvermittelnden ›conceptual framework‹ für die Soziologie. Oldenburg: Diskussionspapiere/Arbeitsgruppe Soziologische Theorie 1-2007.
- Hinz, T. 2018. »Die Akademie wird sich an ihren eigenen Zielen messen lassen«. Interview mit dem Vorsitzenden der Akademie für Soziologie. *soziologieblog*, 22. Mai 2018, <https://soziologieblog.hypotheses.org/11144>, letzter Aufruf 2. Oktober 2018.
- Kneer, G. und M. Schroer. 2013. Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. Eine Einleitung. In *Handbuch Soziologische Theorien*, Hrsg. G. Kneer und M. Schroer, 7–18. Wiesbaden: VS.
- Kornmesser, S. und G. Schurz. 2014. Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften. Einleitung und Übersicht. In *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*, Hrsg. S. Kornmesser und G. Schurz, 11–46. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuhn, T.S. 1976 [1962]. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lohse, S., 2017. Die Multiparadigmatik der Soziologie als Erklärungsgegenstand einer integrierten Wissenschaftsforschung. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 6(2):237–246.
- Luhmann, N. 1981. *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Münch, R. 2018. Editorial: Soziologie in der Identitätskrise. Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 47(1):1–6.
- Osrecki, F. 2018. Glücklich ist, wer vergisst. Wie man mit einer multiparadigmatischen Disziplin umgeht, ohne zu verzweifeln. *Soziopolis* 27. Juni 2018, <https://soziopolis.de/verstehen/was-tut-die-wissenschaft/artikel/gluecklich-ist-wer-vergisst/> (Zugegriffen: 2. Oktober 2018).
- Reckwitz, A. 2005. Warum die ›Einheit‹ der Soziologie unmöglich ist: Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne. In *Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven*, Hrsg. U. Schimank und R. Greshoff, 65–77. Münster: LIT.
- Scheffer, T. 2017. Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer – Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. *soziologieblog*, 21. Dezember 2017, <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920> (Zugegriffen: 2. Oktober 2018).
- Schüle, J.A. 2017. Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit? *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 6(2):189–215.